Zeitschrift: Schweizerische pädagogische Zeitschrift
Band: 12 (1902)
Heft: 3

Artikel: Sprache und Ethik
Autor: Schwyzer, E.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-788972

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Sprache und Ethik.

Vortrag, gehalten in der Zürcher Gesellschaft für Deutsche Sprache

von Dr. Ed. Schwyzer.

Die Sprache ist der Ausdruck, den der Mensch sich geschaffen hat für die Welt, die ihn umgibt, wie für die Welt in seinem Innern. Mag auch dies Ausdrucksmittel nicht selten, besonders bei der Darstellung des Innenlebens, als nicht recht genügend erfunden werden, mag auch das Wort der Sache nicht immer ganz angemessen sein, so finden wir doch in der Sprache ein Spiegelbild von jedem Gebiet menschlichen Schaffens, nach der materiellen wie nach der geistigen Seite. Wir könnten uns nach diesen verschiedenen Gebieten den Wortschatz einer lebenden Sprache in eine grosse Menge von Bedeutungsgruppen zerlegt denken, so dass wir z. B. sämtliche Ausdrücke, die den Ackerbau betreffen, beieinander hätten, während in andern Fächern der Wortschatz der verschiedenen Gewerbe zu finden wäre, eine weitere Hauptabteilung der geistigen Welt dienen würde. Gewiss, wie das gewaltige Gebäude der Laut- und Formenlehre der verschiedenen Sprachen unseres Sprachstammes, das die Forschung der letzten Jahrzehnte am eifrigsten beschäftigt hat, wie der Bau der Syntax, zu dem jetzt überall die Grundfesten gelegt werden, begonnen wurde, mit der rein beschreibenden Darstellung bestimmter Sprachstufen, muss auch eine systematische, nicht auf den oft recht zufälligen Ertrag an sich anregender Streifzüge durch den Wortschatz sich beschränkende Bedeutungslehre von unten begonnen werden: eine solche Gruppirung des Wortschatzes nach Bedeutungen und Lebensgebieten wäre dafür eine Vorarbeit. Wir besitzen ja schon eine Anzahl solcher Ausschnitte aus dem Wortschatz, in den verschiedenen Wörterbüchern der Terminologie einzelner Techniken und Wissenschaften. Sie dienen allerdings rein praktischen Zwecken, geben jedoch ein Bild davon, wie sich die betreffende Disziplin in der Sprache wiederspiegelt. Auch der Sprachforscher kann aus solchen Ausschnitten manches gewinnen.

Es würde sich z. B. ergeben, dass manche Wortstämme nur einem bestimmten Gebiet angehören, andere sich vielleicht von einem bestimmten Gebiet aus weiter verbreitet haben, dass manche Wortbildungsmittel von einem Gebiet ausschliesslich oder mit besonderer Vorliebe angewandt werden. So würde sich, um auf dem ethischen Gebiet zu bleiben, dafür eine grosse Vorliebe für Bildungen mit un- ergeben, und zwar sind die Bildungen mit un- noch häufiger zur Bezeichnung von Lastern als von Tugenden. Man hat berechnet, dass auf 44 negativ bezeichnete Tugenden im Deutschen 62 Laster in derselben Form kommen, was ungefähr ein Verhältnis von 2 : 3 ergibt. Im Lateinischen stellt sich, beiläufig bemerkt, das gleiche Verhältnis auf 23 : 61, also nahezu auf 1 : 3. So könnte vielleicht an dem in der besprochenen Weise geordneten Material noch manche hübsche Beobachtung gemacht werden. Doch habe ich heute nicht im Sinn, eine erschöpfende Zusammenstellung des sprachlichen Ausdrucks ethischer Begriffe zu geben, noch glaube ich, dass die an einer bestimmten Stufe ein und derselben Sprache zu machenden Beobachtungen wichtig und sicher genug wären. Auch hier wird wahrer Fortschritt nur durch geschichtlich vergleichende Betrachtung möglich sein. Denken wir uns neben dem durch die lebende Sprache gelegten Bedeutungsquerschnitt noch eine Reihe von Querschnitten durch frühere Sprachstufen nach den für die lebende Sprache aufgestellten Bedeutungen hergestellt, so werden wir unter Zuhülfenahme des Längsschnittes durch den Wortschatz, des etymologischen Wörterbuches, ein geschichtliches Abbild sämtlicher berücksichtigter Lebensgebiete gewinnen. Wir würden z. B. feststellen können, ob eine uns heute geläufige Vorstellung vor 100, 200, 300 und mehr Jahren überhaupt vorhanden war, ob sie den gleichen Ausdruck fand, wie heutzutage oder nicht. Wir würden Ausdrücke finden, die seit undenklichen Zeiten im gleichen Vorstellungskreis verharrten, andere, die merkwürdige Wandlungen durchgemacht haben. Und das wäre ja nicht nur von rein sprachwissenschaftlichem Interesse. In den Unterschieden des sprachlichen Ausdrucks liegen immer zugleich Unterschiede des Gedankens, hinter denen sich abweichende Gefühlsrichtungen und Lebensanschauungen verbergen. Nicht nur der Wandel des Inhalts hat veränderten Ausdruck im Gefolge, wir dürfen auch von der Veränderung des Ausdrucks auf solche des zu grunde liegenden Inhalts schliessen. Etymologie und Bedeutungsgeschichte sind darum, wenn auch die Probleme wissenschaftlich auf allen Sprachgebieten noch kaum recht in Angriff genommen sind und noch das meiste zu tun übrig ist, von jeher die populärsten Teile der Sprachwissenschaft gewesen. Wie oft tauchen in jeder Wissenschaft, ja in der leichten Unterhaltung

wortgeschichtliche Fragen auf! Es kann z. B. für die Sprachwissenschaft nur erfreulich sein, wenn ein so eigenartiges Werk, wie Chamberlains „Grundlagen des 19. Jahrhunderts“, dessen Verfasser schwerlich jemand eine besondere Vorliebe für die Philologie vorwerfen wird, das etymologische Wörterbuch von Kluge so häufig benutzt und auch anführt. In der Wortgeschichte kommt man eben von der sprachlichen Form auf die Sachen, die dahinter stehen. Man ist ja deshalb geradezu auf den Gedanken gekommen, eine Kulturgeschichte auf sprachlicher Grundlage aufzubauen — eine Forschungsmethode, die seit Adalbert Kuhn, besonders zur Aufhellung der fernen Zeit vor der Trennung der indogermanischen Völker wie der germanischen Urzeit, gewiss in hohem Masse fruchtbar geworden ist, wenn auch ihre Tragweite oft etwas überschätzt wurde. Man hat dabei hauptsächlich die äusseren Kulturverhältnisse berücksichtigt: vielleicht wird die Erforschung der sprachlichen Entwicklung geistiger Vorstellungen noch mehr abwerfen, besonders auch nach der völkerpsychologischen Seite hin. In dieser Richtung liegt, was ich Ihnen heute bieten möchte: einige Beobachtungen und Anregungen über die gegenseitigen Beziehungen zwischen Sprache und Ethik, besonders soweit sie sich aus der Bedeutungsentwicklung ergeben. Mit der etwas unbestimmten Fassung des Themas sollte auf den gleich überschriebenen Aufsatz von Wilhelm Münch im ersten Heft des 14. Jahrgangs der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht“ hingewiesen werden, der für den gegenwärtigen Vortrag die Veranlassung, und in weitgehendem Masse die Grundlage bildet. Ausserdem sei noch hingewiesen auf die Bemerkungen, welche W. Wundt unter dem Titel: „Das Sittliche in der Sprache“ an eine Besprechung des Ertrags anknüpft, den der bekannte Rechtslehrer Rudolf v. Ihering in seinem Buche über den „Zweck im Recht“ durch Beobachtung mancher Züge der Sitte und der täglichen Lebensgewohnheiten für die Kulturgeschichte gewonnen hat — der Aufsatz erschien 1886 in der deutschen Rundschau — und die uns hier noch näher liegende Arbeit von Ludwig Tobler über: „Ästhetisches und Ethisches im Sprachgebrauch“.

Vorerst bedürfen noch zwei grundsätzliche Punkte der Erörterung.

Wie weit sind wir berechtigt, von der sprachlichen Form auf den Inhalt zu schliessen? Betrachten wir z. B. Wörter wie Schwert, Speer und ähnliche, so redet man bei ihnen gewöhnlich nicht von einem Wandel in der Bedeutung: das Schwert hat von den ältesten Zeiten bis zum heutigen Tage demselben Zweck gedient, der Begriff ist wesentlich derselbe geblieben. Aber wie mannigfach sind die Gestalten gewesen, unter denen die Waffe aufgetreten ist! Wir können sehr wohl sprachlich

beweisen, dass schon die fernsten Indogermanen ein Wort für „Schwert“ besessen haben: wie ein solches aussah, ob es aus Stein oder aus irgend einem Metall verfertigt wurde, darüber wissen wir allein aus der Sprache nichts. Da lehren uns allerdings die Reste vorgeschichtlicher Kultur, die wir mit Händen greifen können, mehr und der Naturforscher, der erklärt, ein einziger fossiler Dachs- oder Hamsterschädel, der sich in Deutschland oder Frankreich finde, beweise für die ehemalige Verbreitung jener Tierarten mehr, als seitenlange historisch-linguistische Betrachtungen, wird Recht behalten. Was wir aber hier in der äusseren Kultur beobachten, wird auch für das ethische Gebiet gelten. Man könnte sich z. B. vorstellen, sämtliche Sprachen unsers Stammes hätten die Bezeichnung für „sittlich gut“ aus demselben Material gebildet: die durch Vergleichung gewonnene Urform müsste dennoch nicht mit Notwendigkeit denselben Sinn gehabt haben wie unser „sittlich gut“; ein Mittel, ihn festzustellen, besässen wir jedoch nicht. Also werden wir auch bei Betrachtung der ethischen Begriffe mehr Gewinn aus der Sprache ziehen, wenn wir nicht so sehr darauf ausgehen, das ethische Begriffssystem einer vergangenen Zeit sprachlich wieder herzustellen, sondern aus dem Bedeutungswandel, namentlich soweit wir ihn geschichtlich genau verfolgen können, Licht auf die Entwicklung fallen lassen.

Eine andere grundsätzliche Frage ist die: was dürfen wir daraus schliessen, dass ein ethischer Ausdruck, der uns vielleicht recht geläufig ist, einer früheren Sprachstufe fehlt? Wir gehen, wie vorhin, zu grösserer Klarheit von der äusseren Kultur aus: hier liegt die Sache wohl einfach genug. Fehlt einer Sprache, deren Wortschatz in umfassenderer Weise bekannt ist, z. B. die Bezeichnung für ein bestimmtes Kulturprodukt, erscheint es gar in der Literatur an einer Stelle nicht, wo man es erwähnt zu finden erwartete, wird man unbedingt anzunehmen haben, jene Zeit habe den betreffenden Gegenstand nicht gekannt: hätte sie ihn gekannt, hätte sie ihm auch den Namen nicht verweigert. Ist nun der Schluss von der äusseren auf die innere Kultur auch hier zutreffend? Dürfen wir, wenn wir eine ethische Vorstellung nicht ausgedrückt finden, den Inhalt derselben jener Zeit kurzweg absprechen? Ich denke, kaum. Materielles muss benannt werden: auf geistigem Gebiet kann jedoch etwas gar wohl vorhanden und wirksam sein, ohne so voll ins Bewusstsein zu treten, dass es einen Namen erhält. Man darf doch auch das Innenleben der Kinder nicht nach dem bemessen, was sie sprachlich auszudrücken vermögen. Und gerade auf geistigem Gebiet — und im Ausdruck von Gefühlen und Empfindungen noch mehr als im Intellektuellen — bleibt die Sprache überhaupt oft hinter ihrer Aufgabe zurück. So wird

es, um ein recht handgreifliches Beispiel zu nehmen, niemand einfallen, unsern Vorfahren ethische Vorstellungen schlechtweg abzusprechen, weil ihnen die allgemein zusammenfassenden Ausdrücke sittlich, Sittlichkeit abgehen. Solch zusammenfassende Bezeichnungen folgen ja überall erst dem Ausdruck des Einzelnen. Man hat in dem Zusammenhang unserer Wörter sittlich, Sittlichkeit mit Sitte einen bemerkenswerten sprachlichen Fingerzeig für den Ursprung der sittlichen Vorstellungen sehen wollen, um so mehr, als in den beiden Kultursprachen des Altertums das gleiche Nebeneinander uns entgegentritt. Bei geschichtlicher Betrachtung ergibt sich jedoch ein ganz anderes Bild. Bei den Griechen hat erst Aristoteles, unter dem Einfluss seiner Theorie vom Einfluss der Übung auf die Moral, „ethisch" in technischem Sinne eingeführt, der Schöpfer der lateinischen philosophischen Terminologie, Cicero, hat darnach, wie er selbst bezeugt, *moralis* in diesem Sinn gebraucht, erst zu Ende des 4. Jahrhunderts wird bei Ambrosius *moralitas* zu einem philosophischen Terminus. Und nach dem Vorbild des lateinischen *moralis* hat *sittlich* seine ethische Bedeutung erhalten und *moralitas* gab die Bildung von „Sittlichkeit" an die Hand. Die Sprachgeschichte entzieht also hier der philosophischen Spekulation vollständig den Boden: denn die Übertragung geschah natürlich in gelehrten Kreisen. Unser Nebeneinander von sittlich, Sittlichkeit, Sitte geht also nicht aus der Sache hervor, sondern ist nur ein Denkstein der Herrschaft des Aristoteles über die Geister. Die Wörter sittlich, Sittlichkeit gehören übrigens nur der höchsten Schicht der Sprache an: tiefere Bildungsgrade kennen sie im angegebenen Sinn nicht. — Doch auch ethische Begriffe, die uns geläufiger sind, brauchen nicht alt zu sein. Niemand wird bezweifeln, dass zu allen Zeiten die Menschen sehr oft von Selbstsucht geleitet werden: Ein Ausdruck dafür, welcher ja eine Missbilligung des Verhaltens in sich schliesst, erscheint doch überall erst spät. Unser Wort „Selbstsucht", so geläufig es uns ist, ist eine Bildung neuester Zeit: vor etwas mehr als 100 Jahren, in der Moralphilosophie der Aufklärungszeit, hatte man in der gleichen Bedeutung den Ausdruck „Selbstliebe", dies wieder eine Übersetzung aus dem Griechischen *φιλαυτία*; „Selbstsucht" scheint eine Übertragung des mittlerweile herrschend gewordenen „Egoismus" zu sein. „Egoismus", „Egoist" sind einem viel weitern Kreis geläufig, als die gegensätzlichen „Altruismus", „altruistisch". Es wäre natürlich verkehrt, annehmen zu wollen, die Sprache habe eben mehr Bedürfnis, den starken Trieb des Egoismus zu bezeichnen, denn die Ausdrücke sind rein wissenschaftlichen Ursprungs. Alteruismus ist in unserm Jahrhundert geschaffen worden; Egoismus entstand, wie Wundt ausführt, dem ich überhaupt im allgemeinen

in der Behandlung dieser philosophischen Ausdrücke folge, im Kreise der Gelehrten des Port Royal. Doch wurde das Wort nicht einmal gleich in unserm Sinne gebraucht: ein Egoist war noch zu Ende des letzten Jahrhunderts ein subjektivischer Skeptiker, der die Realität einer ausserhalb unserer Vorstellungen existirenden Aussenwelt bezweifelt. Und in Frankreich war ein *égoiste* auch eine Zeitlang dasselbe, was ein Renommist. Die Tatsache, dass ein ethischer Ausdruck einer früheren Sprachstufe abgeht, beweist also nicht, dass überhaupt der Begriff desselben fehlte, sondern nur, dass man noch nicht das Bedürfnis empfand, darüber nachzudenken.

Doch sind wir damit schon unerwartet in die Erörterung einiger Ausdrücke eingetreten, in welchen sich der unmittelbarste Zusammenhang zwischen Sprache und Ethik zeigt, der sprachlichen Bezeichnungen ethischer Begriffe. Noch fruchtbringender als die Betrachtung wissenschaftlicher Kunstausdrücke ist die Verfolgung des Entwicklungsganges volkstümlicher Wörter. Ursprünglich ethisch Indifferentes wird in die ethische Sphäre gezogen, und oft liegt noch der sinnliche Inhalt neben dem geistigen. Darüber, dass Gesamtbegriffe wie Tugend erst von den Einzelvölkern gebildet sind, werden wir uns nicht wundern. Schon ein fernes Urvolk wird ja ein gewisses Tugendideal besessen haben, aber ein sprachlicher Ausdruck war noch nicht da. Beachtenswert ist die Verschiedenheit der einzelnen Völker in der Wahl der Bezeichnung. Unser Tugend steht in engster Beziehung zu taugen, tüchtig — die Anwendung aufs Sittliche geschah übrigens vielleicht erst unter gelehrtem Einfluss — die gleiche Entwicklung hat der Grieche mit seiner *ἀρετή* durchgemacht; die *virtus* der Römer hat ihre Herkunft von *vir* nie verleugnet.

Doch auch in der Bezeichnung der besonderen ethischen Begriffe stehen die verwandten Sprachen, oft sogar nahverwandte Mundarten, weit von einander ab. So werden wir uns vergeblich nach gemein-indogermanischen Bezeichnungen für so allgemein sittliche Begriffe wie gut und böse umsehen: kaum zwei oder drei der verwandten Sprachen sind hier gelegentlich in der Wahl der Wurzel zusammengegangen; gleiche Entwicklung der Bedeutung tritt dagegen öfter auf. Also hat erst eine verhältnismässig späte Zeit das Bedürfnis der Bezeichnung der genannten Gegensätze empfunden. In die nordeuropäischen Sprachen sind sie wohl z. T. erst durch das Christentum fest eingeführt worden, das ja überhaupt nicht nur neues Wortmaterial — was man gewöhnlich unter Lehn- und Fremdwörtern versteht — sondern auch viele neue Vorstellungen brachte, die mit der vielfach unvollkommenen Hülfe des echt germanischen Wortschatzes den Bekehrten nähergebracht werden mussten: teils konnten

sie an eine schon vorhandene Bedeutung anknüpfen, teils musste eine nicht gerade naheliegende Bedeutung substituirt werden. Beachtenswerter werden jedoch solche ethische Ausdrücke sein, die nicht dem Vorbild einer fremden Sprache und bis zu einem gewissen Grade der subjektiven Willkür eines Übersetzers verdankt werden, sondern deren Entwicklung sich innerhalb *einer* Sprache verfolgen lässt. Und hierin ergeben sich gerade für gut und böse bemerkenswerte nationale Übereinstimmungen wie Verschiedenheiten. Allerdings darf man auch nicht vergessen, dass der Bedeutungsinhalt von gut und böse sich keineswegs in allen Sprachen deckt: gerade auf ethischem Gebiete gilt ja die Bemerkung, dass die Wörter einer Sprache nicht treu in die einer andern übersetzt werden können. Allen Sprachen gemeinsam ist, dass in den Wörtern noch oft neben der ethischen, die sinnliche erhalten geblieben ist: man spricht von einer guten Mahlzeit und einem bösen Finger.

Wiederholt, besonders in einigen slavischen Sprachen, aber auch bei den Griechen, beobachten wir, wie das Grosse mit dem Guten, auch mit dem sittlich Guten zusammenfällt und ebenso oft wird, um dies gleich anzuschliessen, das Kleine, Geringe zum Bösen, Schlechten. Eine spätere Zeit des Griechentums sah im Brauchbaren das Gute, wie denn unser tüchtig nach dem gleichen Ziel weist, das ihm gut, eigentlich nur „passend“ und mit „Gatte“ in etymologischer Verbindung, schon vorweggenommen hat. Dass der Grieche auch das Schöne zum Guten hat werden lassen — auch das Umgekehrte, dass hässlich aufs ethische Gebiet übertritt, kommt hin und wieder vor — wird man ihm als besonderes Kennzeichen gelten lassen müssen; wenn wir von „allem Guten und Schönen“ sprechen, übersetzen wir nur eine bekannte griechische Verbindung. Doch zeigt auch der Inder einen Ansatz zur Entwicklung von schön zu gut, während ihm sonst das Seiende, Wahrhafte zum Guten geworden ist — die Reihe weise, wahr, gut kehrt im Keltischen wieder. Wieder mehrere Völker gemeinsam haben den geraden Weg als den rechten und guten erkannt, den krummen, gewundenen als den falschen und bösen. Völkern von roher, ungebeugter Naturkraft ist mehrfach das Stärkere, Kräftigere als das Bessere erschienen. Dem altrömischen Charakter entspricht es, wenn das Ehrfurcht heischende (in *bonus*), das Ehrenvolle (in *honestus*), das Hervorragende (in *probus*) ethische Bedeutung annimmt, und es gibt slavische Sprachen, in denen „sauber“ zur ständigen Bezeichnung von sittlich gut sich verschoben hat.

Dass „klein“, „gering“, „krumm“ zu „böse“ führen können, wurde eben erwähnt, ebenso werden mehrfach körperliche Mängel ethische. Die Mühseligen und Beladenen sind den Griechen auch zu moralisch

schlechten Menschen geworden, und in die gleiche Richtung weisen unsere Ausdrücke: elend, erbärmlich, miserabel. Wenn es einem äusserlich schlecht ergeht, wird er leicht verbittert, und dann auch positiv böse. Auch das englische *wretch* bezeichnet ja, wie elend, ursprünglich den Verbannten: an unserm damit verwandten Dichterwort Recke haften nur noch die guten Züge des Abenteurers. Mit dem Krummen berührt sich das Schiefe, „das Mass überschreitend“ meint eigentlich übel, auch leer kann ethisch gefasst werden. Als von jeder Einsicht verlassen gilt der Böse dem spekulativen Inder, und dem Perser wird übler Geruch ein sittlicher Mangel, womit manche Ausdrücke in deutschen Mundarten, die mit *Kot* zusammenhängen, sowie lateinisch malus, wenn es ursprünglich besudelt geheissen hat, auf einer Linie stehen. — Schon bedenklicher wird jedoch die Sache, wenn nicht, wie bisher, ethisch ganz indifferente Ausdrücke zur Bezeichnung des ethisch Schlechten dienen müssen, sondern solche, die eher zu etwas ethisch Gutem Anlage haben, dazu erniedrigt werden. Nicht hierher gehört natürlich ein Fall wie *arglos*, das mundartlich in der Bedeutung von arg vorkommt: hier ist der zweite Teil zum blossen bedeutungslosen Wortbildungsmittel herabgesunken. Dagegen ist das Schlichte, das doch ebenso gut wie das „Gerade“ einen sittlichen Vorzug bedeuten könnte, dem Deutschen zum Schlechten geworden: nur die formelhafte Verbindung „schlecht und recht“ bewahrt noch die alte Bedeutung. Wir begegnen übrigens auch in slavischen Sprachen dem gleichen Bedeutungswandel. Es zeigt sich darin eine ähnliche Strömung, welche auch *alawâri*, eigentlich „ganz wahr“, über „gütig“ zu „albern“ werden liess. Es ist der Gedanke ausgesprochen worden (Bechstein, Germania VIII, 330 ff.), wir hätten darin und in ähnlichen Fällen einen pessimistischen Zug in der Entwicklung der Wortbedeutungen zu sehen. Doch ist die Entwicklung der Wortbedeutung an und für sich weder optimistisch noch pessimistisch, so wenig man überhaupt in der Geschichte schlechthin von Fortschritt oder Verfall reden kann. Dass ein Wort eine niedere oder höhere Bedeutung annimmt, dass z. B. ein Minister heutzutage ein weit höher stehender Diener ist als zu der Römer Tagen, dass umgekehrt das nämliche Wort als Name des gewaltigen Frankenkönigs des Westslaven mit ihrem *kral* zum König schlechthin ward, bei uns in appellativer Verwendung zu einem gemeinen Kerl herabgesunken ist, dass der trotzige Vasall als gefügiger *valet* den Nacken beugen gelernt hat, ist oft für uns überhaupt nur festzustellen, nicht irgend sicher zu erklären, erklärt sich oft aus bestimmt nachweisbaren oder zu vermutenden Kulturentwicklungen, aber keineswegs aus innern Tendenzen der Wörter. Die Bedeutungsentwicklung

von schlecht, albern wird allerdings auf ein Sinken der wahren sittlichen Anschauung zu Gunsten äusserer, in die Augen stechender Vorzüge hinweisen.

Ethische Ausdrücke in technischem Sinn haben wir bisher betrachtet; die Beziehungen zwischen Sprache und Ethik nehmen jedoch einen viel breiteren Raum ein. Sittliche Momente machen sich auch beim Bedeutungswandel von Wörtern geltend, die nicht geradezu den Ausdruck ethischer Begriffe bilden. Oft sind davon allerdings die physischen und intellektuellen Ursachen der Veränderung kaum zu scheiden.

Das ist der Fall bei der häufig zu treffenden Entleerung der Ausdrücke von ihrem Inhalt, welche sich überall und zu allen Zeiten beobachten lässt, wenn auch vielleicht noch häufiger in hoch entwickelten Kulturen, als in Jahrhunderte lang sich gleich bleibenden Kulturverhältnissen. Sie findet sich im allgemeinen auch häufiger bei Ausdrücken für Geistiges als für Materielles. Doch braucht man auch nach Beispielen für die letztere Erscheinung nicht allzu weit zu suchen. Was die Scholastik eine contradictio in adjecto nannte, ist in der Sprache häufig stehend geworden. Die Fensterscheiben, einst scheibenförmig, rund, sind jetzt gewöhnlich viereckig, bei Gulden denkt niemand mehr an Gold und gab es früher nur Silber- und Goldgulden, haben wir's bis zum Papiergulden gebracht; beim Schreiben mit Stahlfedern denkt niemand mehr an die Vögel. Ein braunroter Schimmel kommt uns als Unsinn vor: sprachlich wäre es gar nicht ausgeschlossen, dass man einmal so sprechen würde. Ebenso hat sich die Sprache nicht selten Ausdrücke erlaubt, die logisch als unerträgliche Pleonasmen gelten müssen. Dahin gehören tautologische Zusammensetzungen wie Windhund, Lindwurm. Neben blosser Entleerung vom Inhalt kommt hier allerdings auch die Verdunkelung des Wortes in Betracht. Blosse Entleerung findet sich dagegen namentlich in bildlichen Ausdrücken und Redensarten. Bezeichnenderweise ist die Wissenschaft oft gar nicht in der Lage, den Ursprung oder Ausgangspunkt einer Redensart genau nachzuweisen. Ausdrücke, wie jemand die Spitze bieten, die Stange halten, auf der ganzen Linie geschlagen werden, noch mehr solche, wie sich ins Bockshorn jagen lassen, braucht man als blosse Phrasen, die einer gedankenlos vom andern übernimmt, ohne an den ursprünglichen Sinn der Worte zu denken. Oft verbindet man auch geradezu eine falsche Vorstellung damit; „wer", um Münchs Worte zu gebrauchen, „den Nagel auf den Kopf treffen sagt, und dabei an ein Ausholen mit dem Hammer denkt, der trifft eben hier den Nagel durchaus nicht auf den Kopf, denn damit ist das Treffen mit dem Bolzen in den Mittelnagel der Scheibe gemeint, was

ja offenbar etwas mehr besagt, als das leichte Einhämmern des Nagels in die Wand, wobei die fehlgehenden Hiebe doch grobe Stümperei wären.“ Die hier zu tage tretende Entleerung wird man nicht auf ethische oder intellektuelle Defekte zurückführen dürfen, sie ist eine Erscheinung, die überhaupt mit dem Leben der Worte verknüpft ist. Allerdings kann die Gewohnheit mit unverstandenen Phrasen und Schlagwörtern um sich zu werfen, auch zu einem sittlichen Fehler ausschlagen. In andern Fällen ist aber die Abschwächung des Begriffes von weitreichenderer Bedeutung. Wer nur etwas auf sich hält, gehört jetzt zu den Gebildeten. Wie farblos sind Ausdrücke wie: Freund, freundlich, eigentlich „der Liebende“, „in der Gestalt oder Weise eines Liebenden“, geworden! Der einstige Gefühlswert ist im Kurse recht tief gesunken: freundlich ist eine ganz niedere Stufe, eine alltägliche Bezeugung leichten menschlichen Wohlwollens geworden. Und auch bei liebenswürdig, das freundlich abgelöst hat, tut man besser nicht an die wörtliche Bedeutung zu denken. Und eine Zeit, die auch innig, gütig, ungemein oft im Munde führt, wird sich wohl dem Vorwurf aussetzen, dass ihr auch etwas von dem wirklichen Gehalt, den solche Wörter einst hatten, abhanden gekommen sei. Denn die Sprache, obschon sonst reich genug, erschöpft sich auch auf einem gewissen Punkte: unfähig, immer wieder neue Gefühlsausdrücke hervorzubringen, muss sie sich mit den abgegriffenen, alltäglichen Wörtern behelfen, vermag also nicht mehr zu sagen, was sie sollte. Und der Mangel einer Bezeichnung ist doch wohl ein Nachteil auch für die Sache. So haben ja auch Tugend, tugendhaft, durch den häufigen Gebrauch, der im letzten Jahrhundert, besonders von den Moralschriftstellern, von ihnen gemacht wurde, einigermassen Schaden gelitten. Ähnlich ist „empfindsam“, welches die Generation, die es erfand, mit Liebe und Ehrfurcht aussprach, durch die Empfindsamkeitsperiode unserer Poesie so sehr in Misskredit geraten, dass wir es mit lächelnder Geringschätzung in den Mund nehmen. Doch mit der Periode, die seiner bedurfte, mag auch das Wort „empfindsam“ verschwinden: Tugend ist ein nötigeres Wort und der ironische Anflug, der dem Wort anhaftet, bedeutet daher eine Schädigung der Sprache; Ersatz wäre nicht leicht zu finden.

„Empfindsam“ zeigt übrigens schon, wie ein kleiner Kreis die Sprache beeinflussen kann, es ist ursprünglich ein Modewort gewesen, wie sie ja auch heutzutage zu Dutzenden in gewissen Kreisen aufkommen: stimmungsvoll, öde, tadellos, schneidig, gehören hierher.

Der Entleerung der Wörter von ihrem Inhalt entspricht das Bedürfnis zu steigern. Die Steigerung kann sachlich begründet und vom Affekt

veranlasst sein, dem ja ein weitgehender Einfluss auf das Sprachleben zugeschrieben werden muss. Immerhin wird die Grenze zwischen dieser naiven Steigerung und der berechneten, die eine bestimmte Wirkung erzielen will, schwer zu ziehen sein: damit ist aber schon das ethische Gebiet betreten. Ausdrücke, die nicht mehr sagen, als im grunde zu sagen ist, prallen wirkungslos ab. König Lear verwirft die schlichten Worte der treuen Cordelia, um sich von den volltönenden Phrasen der eigennützigen Schwestern blenden zu lassen. Wer ein Kunstwerk loben will, darf es nicht einfach schön, sondern muss es mindestens hinreissend, bezaubernd finden. Das steigernde „sehr“ kommt einem jetzt beinahe langweilig vor — äusserst, ausserordentlich, überaus, einzig, treten dafür ein, noch besser ungeheuer, riesig, kolossal, furchtbar, entsetzlich. Und doch gings bei sehr einmal bis aufs Blut, „bis zum Wehetun“ war die ursprüngliche Bedeutung; die Übertragung hat also Ähnlichkeit mit der in mordsschön u. s. w., wie man hier in der Umgangssprache auch gelegentlich hören kann. So denkt ja auch bei „fast“ niemand mehr an den ursprünglichen Zusammenhang mit „fest“. Die obigen Beispiele wurden dem neuen und neuesten Deutschen entnommen: genau die gleichen Erscheinungen finden sich jedoch auch in andern Sprachen zu jeder Zeit. Das lateinische *valde* hatte ursprünglich die für den altrömischen Bauern bezeichnende handgreifliche Bedeutung „kräftig“. Bei den modernen Kulturvölkern brauchen wir ebenso wenig lange zu suchen. Das französische *terriblement* ist nicht so furchtbar wie es klingt, und wer von sich *tourmenter* und *gêner* braucht, würde es sich wohl recht sehr verbeten, wenn man ihm mit Folterwerkzeugen nahen oder ihn zu den wirklichen Höllenqualen — in bildlichem Sinn kommt man ja hier auch im Deutschen billiger weg — verdammen würde: die Wörter gehen ja zurück auf *tormentum* und *gehenna*, das hebräische Wort für die Hölle. *Enchanté*, *charmé*, kann man sich nennen, wenn auch keine Hexe an geheimem schauerlichem Ort einem ein Zauberlied gesungen hat, während die Wörter doch anknüpfen an die *incantamenta* und *carmina* des altrömischen Beschwörungswesens, und bei *adorer* denkt kein Mensch mehr an den Frommen, der gläubig zur Gottheit sich erhebt. Wie das äussere Ohr allmählich abgestumpft wird gegen einen starken Lärm, sich an ein beständig wiederkehrendes Geräusch gewöhnt, so kommen nach und nach dem Innern all die eindrucksvollen und schönen Ausdrücke als blosses Wortgeklingel vor, die es über den Grad der Empfindung doch nicht im Zweifel lassen, ja vielleicht eine geringere Vorstellung davon erwecken. Denn wenn eine Sache nicht für sich selbst sprechen kann, braucht man Worte, um ihr Gewicht zu verstärken.

Statt der Sache, wird jedoch gern auch die Person in ein helleres Licht gerückt, die eigene wie die fremde. Eitelkeit, Ziererei und Hochmut auf der einen, Schmeichelei auf der andern Seite haben auch in der Sprache ihre Spuren hinterlassen. Das Bestreben, mehr aus sich zu machen, als man ist, wirkt neben kulturhistorischen Faktoren, wenn Fremdwörter, die für besonders fein gelten, bis in die gewöhnlichste Sphäre hinabrutschen. Rein quantitativ zeigt sich dieses Bestreben in den endlosen Titulaturen, die sich von jeher orientalische Fürsten beigelegt haben, denen die späteren römischen Kaiser und die dem Zeremoniell sklavisch unterworfenen Byzantiner gefolgt sind, — es mag der hohle Wortschwall in ihrem Kaisertitel: „König der Könige, der König ist über Könige“ als bezeichnend genannt sein — in der Aufzählung sämtlicher Ahnen, welche die Araber bei der Vorstellung belieben, in den inhaltslosen Namenreihen, mit denen die Mischvölker Mittel- und Südamerikas so gerne prunken: auch bei uns zeigt sich ja gelegentlich dies Bestreben in rein quantitativer Weise. Um so mehr steigert man jedoch qualitativ. Es gelingt jedoch weder einer einzelnen Person noch einem Stand für lange, sich über die andern emporzuheben: die andern haben dasselbe Bestreben, emporzukommen, und haben gewöhnlich recht bald die Vorangehenden eingeholt; die Gleichheit, der man ausweichen wollte, ist dann glücklich wieder erreicht, wenigstens in einem äusserlichen Punkte; nur ist ein Teil des Sprachschatzes bei dem fruchtlosen Ringen entwertet worden. Der Stolz auf hohe Herkunft hat Ausdrücke wie wohlgeboren, hochwohlgeboren, hervorgebracht; gegenwärtig gehört nicht mehr viel dazu, mit einer dieser Titulaturen geehrt zu werden. Herr, einst allerdings wohl nur mildernd den „Vornehmern, Ehrwürdigern“, dann aber den, der Gewalt hat, bezeichnend, ist im Laufe der Jahrhunderte durch das Nobilisirungsbestreben immer tiefer gesunken und jetzt ganz alltäglich geworden, und mit ihm hat die Frau, die einstige hochgeborne Herrin, Schritt gehalten; das Fräulein hat erst in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts den bürgerlichen Boden erreicht. Das Deutsche steht ja auch hier wieder nicht allein. Ähnlich steht es ja mit den Bezeichnungen der angeredeten Person. „Ihr“, einst ehrenvoll genug, ist völlig verbauert: schon den Schülern der ersten Gymnasialklasse macht es keinen besonderen Eindruck mehr, wenn sie mit „Sie“ angesprochen werden, und doch steckt „Eure Herrlichkeit“ oder etwas Ähnliches eigentlich dahinter. Es scheint, dass wir nach und nach die Gleichheit, die anderwärts schon längst herrscht, auch erreichen werden. Es ist auch schon längst zu wenig, wenn man am Schluss eines Briefes jemand, den man von Haut und Haaren nicht kennt, seiner Achtung

versichert, auch die Hochachtung genügt oft nicht mehr, sie muss mindestens schon vollkommen oder ausgezeichnet sein, und wird auch schon in grossen und grössten Quantitäten verabreicht. So werden all diese Wendungen, als Ausdruck der, wenn auch nur konventionellen, Unterwürfigkeit gebraucht, ihres vollen Gehaltes beraubt, zu nichtssagenden Füllseln.

Ist man auf der einen Seite sehr bereit zu steigern, geht man bei andern Gelegenheiten lieber darauf aus, eine Sache abzuschwächen. Es gibt Dinge, von denen man überhaupt oder in einer bestimmten Umgebung, bei einer bestimmten Gelegenheit, nicht sprechen mag. Der rechte Name, den die Sprache dafür bietet, scheint einem zu deutlich, man setzt also dafür ein anderes Wort mit anderer Bedeutung, welches, in verschiedenen Graden, den wirklich auszudrückenden Begriff verschleiert, ihn oft gerade noch erraten lässt oder gar in sein Gegenteil verkehrt. Die Situation tut das übrige. Wir haben damit das weite Gebiet des Euphemismus betreten. Zwei Ursachen sind es namentlich, auf die der sprachliche Euphemismus zurückgeht, Furcht und Scham. Euphemismen aus Furcht spielten in früheren Zeiten eine weit grössere Rolle als heutzutage. Es war eine abergläubische Scheu, welche den Zorn der finstern, den Menschen feindlichen Mächte sich zuzuziehen vermeinte, wenn diese beim rechten Namen genannt wurden. Die „Wohlwollenden“ oder „Erhabenen, Ehrfurcht Heischenden“ hiessen den Hellenen im Kult die furchtbaren Rachegöttinnen, und im Grunde ist's dasselbe, wenn das Judentum den Namen Jahwes nicht in den Mund nahm. Bei Naturvölkern verbietet religiöse Satzung oft geradezu, die Worte in der gewöhnlichen Bedeutung zu gebrauchen. So hat man z. B. nach den Vorschriften des Avesta, der persischen Bibel, andere Ausdrücke zu gebrauchen, wenn man von guten Wesen, andere wenn man von bösen spricht. Nur die guten Wesen haben Köpfe, die bösen müssen mit Schädeln zufrieden sein; man darf hier nicht etwa an den blossen Unterschied zwischen edlen und unedlen Ausdrücken denken. — Man scheut sich, dem Tod ins Angesicht zu schauen: noch wir nennen ihn lieber mit Ausdrücken, die das Schreckliche verklärt erscheinen lassen, ein Entschlafen, Scheiden, Dahingehen und anders gewendet eine Erlösung, ein Ausleiden. Werden heutzutage solche Verschleierungen noch angewendet, so beruhen sie zwar nicht so sehr auf Furcht vor dem Zorn unsichtbarer Mächte — wenn auch diese Vorstellung noch weiter verbreitet sein mag, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist — als auf Rücksichtnahme auf die Personen, mit denen man verkehrt. Man schwächt das Furchtbare, Unangenehme ab, verzuckert mundet ja eine Pille besser, wenn

auch die Wirkung dieselbe bleibt. Man spricht nicht gern von einem Kranken, man nennt ihn leidend, angegriffen; wenn jemand nicht mehr zu helfen ist, heisst es, seine Lage sei zweifelhaft, bedenklich, ernst; hat er nichts zu brechen und zu beissen, lebt er in sehr bescheidenen Verhältnissen. In Don Carlos lässt Schiller Alba sprechen: „Unterdessen geb ich Madrid den Frieden"; man erinnert sich, dass das kaiserliche Rom die Provinzen, in denen jeder Widerstand für immer unterdrückt war, *pacatae* „befriedigte" nannte. Hält man eine Ansicht für unrichtig, sagt man wohl, sie sei kaum annehmbar. Bisweilen kommt dabei auch der Humor zur Geltung. So soll der römische Kaiser Vespasian, als er sein Ende nahen fühlte, gesagt haben: „Weh mir, ich werde ein Gott", mit Beziehung auf die bevorstehende Apotheose. Die Folterwerkzeuge benannte man möglichst unverfänglich, wie der spanische Stiefel, die neunschwänzige Katze; wenn bei den Römern einer gehängt wurde, machte er die Bekanntschaft des griechischen P (Γ).

Besonders häufig begegnet man jedoch dem euphemistischen Zug, wenn es sich um Dinge handelt, von denen man aus wirklich sittlichem Zartgefühl oder in Wahrung des gesellschaftlichen Anstandes nicht deutlich sprechen mag. Das Sexualleben, der Stoffwechsel, sind die Hauptgebiete. Die Beispiele sind Legion. Häufig meint man die Sache besser zu machen, wenn man die Bezeichnung einer fremden Sprache wählt; mag die Sache noch so deutlich bezeichnet sein, es klingt doch weniger deutlich und ist auch nicht allen unmittelbar verständlich. So verwendeten die Römer das Griechische, wir das Französische oder Lateinische, wenn man die Trauben gar hoch hängen will, das Griechische: wie denn der bekannte Sanskritist Otto v. Böhtlingk in seinen „Indischen Sprüchen" eine Reihe von Versen durch einen Freund statt ins Deutsche ins Griechische hat übertragen lassen. Die Sachen selbst werden natürlich durch all diese Verschleierungen nicht besser, sie blicken durch jede Verhüllung hervor. Man erreicht höchstens, dass die benutzten Mittel für andere Zwecke unbrauchbar werden. So nehmen ethisch indifferente Ausdrücke einen vorübergehenden oder nachhaltigen üblen Beigeschmack an: unser „verändern" konnte in älterer Zeit eine sehr schlimme Bedeutung haben, in das gleiche Gebiet einschlagend, wofür im lateinischen *adulterare,* das ursprünglich auch nur „ein wenig verändern" bedeutete, stehend geworden ist. So sinken Wörter, die einst den höchsten Regionen der Sprache angehört haben, auf Gemeines angewendet, in den Kot; von der Minne, die uns jetzt, von der Romantik zu neuem Leben erweckt, in dichterischer Verklärung erscheint wie den Minnesängern, durfte man zu Ausgang des Mittelalters nicht mehr sprechen — in den Handschriften

wird gelegentlich das Wort Minne gestrichen und durch Liebe ersetzt — und während das französische Masculinum *maître* bürgerlich ehrbar geblieben ist, ist die Femininbildung dazu, die einst ritterlich die Gebieterin feierte, manche Stufe hinabgestiegen und steht nun im selben Glied, wie ursprünglich harmlos die Sache bezeichnende Ausdrücke wie Buhle und *amant,* allerdings in der edlen Gesellschaft des lateinischen *domina.* Mittelbar ergibt sich daraus doch eine Verschlechterung des sittlichen Gefühls, eine Zunahme der Unaufrichtigkeit, ein Sinken des moralischen Mutes; in unserer alten Zeit, bei den Griechen nicht minder, bedachte man sich nicht, die Sachen beim Namen zu nennen, wenn doch von ihnen gesprochen werden musste; erst die Römer und die Modernen haben sich daran gewöhnt, die Dinge besser erscheinen zu lassen, als sie sind.

Die Sprache, besonders als kunstmässig behandelte, kann jedoch auch auf das ethische Gebiet zurückwirken. Je mehr Gewicht auf ihre kunstmässige Ausbildung gelegt wird, desto grösser wird die Gefahr, dass die Sprache die Sache in den Hintergrund drängt, dass sie, die doch nur Mittel zum Zweck sein sollte, zum Zweck wird. Und das ist gewiss nicht zum Vorteil der Sache. Der Redner wird berauscht von den kunstreich gebauten Perioden, die seinem Munde entströmen, er ist bezaubert von der Schönheit der Bilder, die er anwendet, das Streben, eine schöne Wendung, die ihm ins Bewusstsein tritt, fruchtbar zu machen, kann die Richtung des Gedankens unwillkürlich verschieben. Das Volk von Athen begeisterte sich an den schönen rhythmischen Perioden der sizilianischen Rhetoren zu den tollkühnsten Unternehmungen, und im demosthenischen Zeitalter fragte man nur noch wie, nicht was einer sprach, und vergass ob dem prunkenden Lob der Grosstaten der Väter die schmähliche Gegenwart; auch bei uns mag oft das Schlagwort, die tönende Phrase die rechte Einsicht nicht aufkommen lassen.

Mit der Sprache, die das Kind erlernt, lernt es aber auch die ersten sittlichen Begriffe kennen; die Sprache liefert ihm bereits ein ziemlich festes System derselben und beherrscht auch die weitere Entwicklung und Ausgestaltung des sittlichen Lebens und Bewusstseins. Damit ist gesagt, dass es auch für das Sittliche durchaus nicht gleichgültig ist, welcher Sprachgeist von dem werdenden Menschen Besitz ergreift. Im allgemein Geistigen entwickelt die eine Sprache mehr das logisch scharfe Denken, eine andere mehr die Phantasie. Auf sittlichem Gebiet wird eine Sprache, in der das Gute mit dem Grossen, das Schlechte mit dem Kleinen zusammenfällt, eine andere Wirkung ausüben, als die, der das Schöne zum Guten wird, und wieder anders wirkt die, der das Wahre

auch das Gute, die Lüge das Böse ist. Die modernen Kultursprachen stehen sich allerdings in der sittlichen Auffassung näher, aber Verschiedenheiten ergeben sich doch noch genug. Und die beschönigende sprachliche Darstellung eines sittlichen Mangels, wie sie in einem Ausdruck wie *corriger la fortune* zu tage tritt, wird doch auch die ganze Auffassung beeinflussen. Goethe hat von dem hemmenden Einfluss des Lateinischen auf alle Spekulation und Wissenschaft gesprochen: die Entwicklung des sittlichen Charakters eines Volkes ist doch noch mehr wert. Bis zum Anfang unsers Jahrhunderts liess man Französisch fast mit der Muttersprache lernen: seit der allgemeinen Stärkung des nationalen Selbstbewusstseins hat man sich sehr bestimmt gegen diese Zweisprachigkeit ausgesprochen. Keine Duplizität, ruft Schleiermacher aus; eine der Sprachen werde zurückstehen; wenn man aufhöre, ursprünglich in der Muttersprache denken zn lehren, so sei das eine Art von Nationalverrat. Auch müsse das ganze Wissen eines Kindes oberflächlich werden, insofern es kein festes System von Begriffen bekomme. Wie eng auch die ethischen Begriffe mit der Sprache verknüpft sind, mögen ihnen die vorgetragenen Bemerkungen, die das Thema keineswegs erschöpfen konnten noch wollten, etwas näher gebracht haben.